

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Rgr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 4.

Donnerstag, am 31. Juli.

1851.

Ein Bild aus dem Leben.

Von
Hermine Bohde.

(Schluß.)

Madame Wahlmann war im Anfang September so vollkommen von ihrer Krankheit hergestellt, daß sie mit völliger Ruhe des Geistes die Tochter ihres verstorbenen Bruders, ihre treue Pflegerin auf ihrem langen Krankenlager, als ihre liebe Tochter in dem Hause ihres Großvaters aufnahm. Und wenn deren scharfer Geist, der im Unglück und in den Sorgen des Lebens geläutert war, wenn ihr Glaube, der in ihrer frommen Brust lebte, mit hohem Gefühl ihr sagte, daß in allen Stürmen uns das Bewußtsein Trost giebt: es ist kein Ungefähr in der Welt, Alles ist von dem höchsten Weltengeist geordnet und von dem Urquell unseres Daseins in dem Buche unseres Lebens aufgezeichnet worden, um uns für ein höheres Dasein vorzubereiten, dann fühlte Madame Wahlmann, daß, indem sie einer furchtbaren Stunde entgegen ging, sie in dem Schauer der Gegenwart die Schat-

ten erkennen mußte, die sie einst in hartem Haß über das Leben ihrer Schwiegertochter verbreitet hatte.

Mit nicht zu beschreibenden Gefühlen erwachte Madame Wahlmann an dem Morgen, der sie in den Kreis der Richter ihrer Vaterstadt führen sollte, um in ihrer Mitte von ihrem noch einzig lebenden Kinde einen Meineid gegen sich aussprechen zu hören.

Mit einem Zittern, das ihre ganze Gestalt erbeben machte, trat sie dem eintretenden Herrn Hiller entgegen, welcher kam, um sie zu diesem schweren Gange abzuholen, auf welchem er sie zu begleiten gedachte. Doch als Therese in hohem Mitgefühl sie weinend umarmte und theilnehmend sagte: „der Höchste sei mit Ihnen in dieser Stunde,“ erwiderte Madame Wahlmann, während ihre Lippen von innerem Frost ergriffen bebten: „es giebt einen Gott in den unendlichen Räumen des Sternenhimmels! Wir brauchen nicht auf Jenseits zu warten: die Strafe des Höchsten ereilet den Sterblichen schon hier.“

Mit stummem Schmerz hatte die Hauptmännin den Tag herannahen sehen, der sie und ihren Gatten aufforderte, in die Residenzstadt zu kom-

men, um dort auf dem Termine ihrer Mutter als Gläubigerin entgegen zu treten. Die strengen Blicke ihrer Bekannten, die auf ihr ruhten, seit es bekannt geworden, daß sie als einziges Kind ihre Mutter als ihre Schuldnerin verklagt hatte, erregten immer mehr die Stimme ihres Gewissens. Die schlaflosen Nächte, die der giftige Hohn ihres Mannes noch schärfte, die Schwüre, die er ihr ablegte, daß er, wenn sie den geringsten Widerstand leisten, oder den zu leistenden Schwur nicht ohne Beben ihrer Stimme ablegen würde, sie Alle zu ermorden drohte, brachten die unglückliche Frau dem Wahnsinne nahe. Wie hätte sie so gern ihr Haupt zum Schlummer niedergelegt, und in dem engen, dunklen Raum des Grabes sich geborgen, wenn ihre Augen die anbrechende Dämmerung dieses für sie furchtbaren Tages nicht hätten anbrechen sehen müssen. Niemand kannte die Qualen der verzweifelnden Frau. Von Allen wurde sie als eine unnatürliche Tochter verdammt. Aber es ahnte keine Seele, welche geistige Marter ihr Gatte sich gegen sie erlaubt hatte, um sie so abzustumpfen, daß er sie als eine Automatin nach seinem Willen lenken konnte.

Wenige Tage vorher war der Verlobte ihrer Tochter, der Kammer-Gerichtsrath Willmann nach P— gekommen, um seine Braut zu besuchen. Seinem scharfen Geiste waren die Mißverhältnisse in dem Hause seines künftigen Schwiegervaters nicht entgangen. Mit innerem Schauer vernahm er von Elise, welchen Schritt ihre Mutter zu thun beabsichtigte, und als diese ihm offen bekannte, wie namenlos unglücklich sie sich in dem Hause ihrer Eltern fühlte, hob er an: „ja, mein Mädchen, das kann ich Dir glauben, und wolltest Du unter diesen Umständen mir einen Wunsch erfüllen?“

„Rede, lieber William, Du findest mich zu allem bereit.“

„Nun gut. So bitte ich, mich morgen nach Deiner neuen Heimat in das Haus meiner Eltern zu begleiten, wo Du mit Freuden empfangen werden wirst. Von hier mußt Du fort. Denn wie auch diese furchtbare Stunde, wo die Bande der Natur sich auflösen müssen, enden wird: der Fluch des höchsten Richters muß die Schuldigen treffen. Willst Du mir folgen?“ fragte er das

Mädchen, mit liebendem Blick sie in seine Arme schließend.

„Ich folge Dir, Freund meines Herzens, und hoffe, daß meine Eltern es genehmigen werden.“

Der Hauptmann versicherte dem Kammer-Gerichtsrath, er könne nur seine große Liebe zu ihm darin erkennen, daß er in seinen Wunsch einging, während er von Herzen froh war, das Mädchen ohne Aussteuer ihm übergeben zu können.

Die Hauptmännin sagte aber dem Kammer-Gerichtsrath mit dem Gefühl der Mutterliebe, daß sie sich innig freue, ihre Tochter an seinem Herzen noch vor diesem entscheidenden Tage geborgen zu wissen. Mit erleichtertem Herzen segnete die Hauptmännin des anderen Tages die tiefergriffene Elise, als sie zum letztenmal an den mütterlichem Herzen lag. Der Kammer-Gerichtsrath aber eilte schnell mit dem Mädchen seines Herzens aus P—.

* * *

In feierlicher Stimmung hatte sich der Gerichtshof zu dieser außerordentlichen Sitzung versammelt. Jedes einzelne Glied desselben fühlte, daß hier ein Act vorliege, der zur Ehre der bürgerlichen Gesellschaft noch nicht vorgekommen war.

Mit hohem Anstande brachte der Hauptmann v. Reinhardt seine Gemahlin in das Gerichtszimmer herein geführt, wo selbst sie auf Anordnung des Präsidenten so placirt wurde, daß der Hauptmann aus dem Gesichtskreise seiner Gattin kam.

Die Todtenfarbe ihres Gesichtes, das von allem Glanz erloschene Auge, das Beben ihrer Gestalt, als ihre Mutter, Madame Wahlmann an dem Arm des Herrn Hiller in tiefer Trauer in den Gerichtssaal eintrat, sagte dem Präsidenten als Menschenkenner, welcher eigenthümliche Fall ihm hier zur Aburtheilung vorliege.

Nachdem die gewöhnlichen Formen erledigt waren, Madame Wahlmann mit fester Stimme und einem schmerzlichen Blick auf ihre Tochter, erklärt hatte, daß sie die 4000 Thaler, die sie ihrer Tochter geschuldet, zurück gezahlt und nur keine Quittung aufzuweisen habe, weil sie ihren Kindern volles Vertrauen schenke, forderte der Präsident die Hauptmännin v. Reinhardt auf, zu erklären, ob sie oder ihr Ehegatte das Geld erhalten. Derselben schwebten vor ihren Ohren die Drohworte ihres

Gatten, und sie sagte ruhig: „wir haben nichts erhalten.“

Bei diesen Worten rief Madame Wahlmann schmerzlich: „mein Gott, mein Gott.“

Dieser Ausruf drang durch alle Nerven der Hauptmännin, ein innerer Frost schien sie zu ergreifen. Der Präsident betrachtete mit Theilnahme das Opfer eines gräßlichen Vandalismus und fragte bedeutend: „können Sie diese Aussage beschwören?“

„Ich kann es!“ sagte sie laut, denn sie sah im Gicste ihren Gatten die Pistole auf die alternde Mutter richten.

„Bei dem ewigen Gott, sie kann nicht schwören!“ rief mit gebrochener Stimme Madame Wahlmann.

Mit Schonung machte der Präsident sie aufmerksam, daß sie sich ruhig verhalten müsse. Herr Hiller schlang seinen Arm um die geistig vernichtete Frau und hielt ihren Kopf auf seine Schulter fest.

Da trat ein Diener der Kirche aus einem Nebengemach heraus, der der Bichtvater ihrer Mutter war, sie getauft und eingesegnet hatte in den Bund der Christen, und bat sie mit weicher Stimme, es offen zu bekennen, wenn sie sich geirrt, irren sei menschlich. „Aber“ hob er mit seiner in das Herz eindringenden Stimme an, „lassen Sie mich nicht in meine Hände einen Schwur empfangen, der mit schrecklicher Schrift in Ihren Herzen ewig leben wird. Bedenken Sie, daß Sie in meine Hände gelobten, Gott und der Tugend treu zu sein.“

Schon schwankte die Hauptmännin, schon wollte sie den Zwang bekennen, den man ihr angelegt hatte, — da blickte sie auf und sah in die auf sie blickenden Augen ihres Mannes, sie sah, wie er langsam in die Brusttasche seines Oberrockes griff, und schnell entschied sie sich, indem sie sagte: „ich bin bereit zu schwören.“

Der Präsident führte sie mit feierlichem Ernst zu dem Altare hin, und laut sprach sie dem Senior nach: „ich schwöre zu Gott, dem Allmächtigen und Allwissenden, einen wahren körperlichen Eid, daß ich meine Wissenschaft nach der reinsten Wahrheit angegeben und wissentlich weder etwas verschwiegen noch hinzugesetzt habe; so“ —

Hier fiel Madame Wahlmann wie leblos zusammen. Aber einen Blick auf ihre Mutter werfend, und mit dem Ausruf: „Gott vergieb mir

diese Schuld“ stürzte die Hauptmännin v. Reinhardt zu den Füßen des Präsidenten.

Tief erschüttert war der Präsident und der Senior bemüht, die Unglückliche aufzuheben, als ein furchtbarer Knall, dem das Fallen eines schweren Gegenstandes folgte, die Räume des Gerichtssaals erschütterte.

Mit ahnendem Geiste eilten die Rätthe in die Ecke des Saales, woher der Schall zu ihnen ertönt war, und fanden den Hauptmann v. Reinhardt mit zerschmettertem Gehirn auf dem Boden liegen.

Dieser Schuß hatte Madame Wahlmann aus ihrer Leblosigkeit erweckt, und mit matten Blicken sah sie, wie man den Schwiegersohn schnell in ein anderes Zimmer trug. Doch als sie sah, daß man auch ihre Tochter in ein Nebengemach brachte, siegte das allbelebende Gefühl der Mutterliebe über ihre Schwäche, und mit raschem Schritt eilte sie nach und beugte sich mit der innigsten Liebe auf die auf einer Ruhebank liegende Tochter. Der schnell herbei gerufene Arzt erklärte, hier sei jede Hülfe unmöglich, da sie nur noch wenige Minuten der Erde angehören würde.

In tiefer Erschütterung umstand der Präsident, Madame Wahlmann, der Senior, Herr Hiller und der Arzt die Sterbende. Da schlug sie noch einmal die Augen auf, und als sie ihre Mutter sah, reichte sie ihr die Hand und sagte: „gieb mir Deine Verzeihung — ich büße — mit meinem Leben — meine Schuld!“

„Möge Gott Dir verzeihen, wie ich Dir von Herzen verzeihe,“ sagte feierlich Madame Wahlmann und legte ihre Hand segnend auf ihr Haupt.

„Ich danke,“ sagte schon sterbend die Hauptmännin. „Sei mir gnädig — mein Gott!“

Eine feierliche Pause trat ein.

Da trat der Senior zu der Erkaltenden, legte die Hand auf ihre gefalteten Hände und hob tief bewegt an: „nimm die Verirrte in Milde auf und sei ihr und uns, wenn wir einst Deinem Throne nahen, wenn des Lebens Pfad hinter uns liegen, ein gnädiger Richter.“

Die Inschrift von Rosette.

Novelle

von

Gustav Bernhard.



Wenn sich der Schatten von entlaubten Bäumen im Lichte der Sonne oder des Mondes auf einer klaren Schneefläche abgezeichnet, so bildet sich dadurch ein seltsames Gemisch von Strichen und Figuren, welches Aehnlichkeit hat mit einer dunklen Schrift auf weißen Papier, aber unlesbar, geheimnißvoll und räthselhaft ist wie eine Hieroglyphenschrift. Nur die Phantasie des Poeten vermag vielleicht aus solchen Hieroglyphen einen Sinn heraus zu enträthseln. Gesehen wir, daß uns diese Bemerkung auf den Gedanken gebracht hat, nachfolgende Erzählung mitzutheilen, worin eine Hieroglyphenschrift eine wichtige Rolle spielt.

Dskar hatte bis in die ersten seiner Zwanziger Jahre noch keine andre Geliebte gehabt, als seine Wissenschaft. Er wußte viel, sehr viel, nur davon schien er nichts zu wissen, daß er bei seiner Jugend schon außerordentlich gelehrt sei, und daß aus ihm, dem nicht lang zuvor noch blondlockigen Knaben, ein Jüngling geworden war, der sich von Gestalt und Angesicht als ausnehmend reizend darstellte. Bisher hatten sich Dskars Wünsche noch nicht weiter erstreckt, als eine reichhaltige Bibliothek gelehrter Werke, Landkarten, schöne Stahlstiche, Antiquen, mathematische und physikalische Instrumente u. dgl. zu besitzen, und diese Wünsche waren ihm von seinem Vater, dem reichen Bankier Wolfson, hinlänglich befriedigt worden. Es sollte aber auch für Dskar die Zeit kommen, wo der Jüngling an die Pforten des männlichen Alters tretend sich von einer wunderholden Göttin, Liebe genannt, empfangen sieht, deren Gruß ihn mit begeisternder Blut durchströmt und ihn, den Strebenden, wenn er Talent besitzt, nicht selten zum berühmten Mann macht. Gegenwärtig hatte sich Dskar ganz in das Studium alter und neuer orientalischer Sprachen vertieft und sich besonders die Enträthselung der ägyptischen Hieroglyphenschrift zum Ziel gesetzt. Sein Arbeitszimmer war angefüllt mit den Werken von Thomas Young, Champollion, Klapproth, Spahn u. s. w., welche gelehrte

Männer bekanntlich ihre Forschungen über die ägyptischen Hieroglyphen in zahlreichen Schriften niedergelegt haben. Demnach war denn auch die Inschrift von Rosette, jener wichtige Schlüssel zum Verständniß der Hieroglyphen, jetzt der Gegenstand von Dskars erstem Studium. Um Einigen, besonders Leserinnen, das Nachschlagen in einer Encyclopädie zu ersparen, so bemerken wir hier, daß die Inschrift von Rosette eine auf einer Steinplatte befindliche Hieroglyphenschrift ist, unter welcher deren Uebersetzung in griechischer Sprache steht. Dieselbe wurde zu Anfange unseres Jahrhunderts von Franzosen in der ägyptischen Stadt Rosette aufgefunden und befindet sich jetzt auf dem Museum zu London. — Zu den früheren, leicht zu erfüllenden Wünschen Dskars gesellte sich neuerlich die lebhafteste Sehnsucht, nach Aegypten selbst reisen und dort die Alterthümer dieses Landes und die Hieroglyphen an der Quelle studiren zu können. Dieser Wunsch des wissensdurstigen Jünglings stimmte aber mit dem Belieben seiner Eltern, die sonst ihrem einzigen Sohne mit Freuden jedes Anliegen gewährten, nicht überein. Die Eltern Dskars wollten ihren Liebling nicht gern von sich lassen und ihn namentlich nicht den Beschwerlichkeiten und Gefahren einer so weiten Reise ausgesetzt wissen. Es kam daher zwischen Sohn und Eltern zu mannigfaltigen Erörterungen, deren Resultat am Ende dahin ausfiel, daß Dskar auf die Ausführung seines Wunsches energisch beharrend die Erlaubniß seiner Eltern zu der beabsichtigten Reise und die dazu gehörigen Mittel doch zuletzt erhielt. Ein berühmter Professor der orientalischen Sprache unternahm eine Forschungsreise nach Aegypten und diesem sollte sich Dskar anschließen. Der Tag zur Abreise war bereits bestimmt. Daß es bei den wichtigen Unternehmen an den sorgfältigsten Vorbereitungen nicht mangelte, versteht sich von selbst. Es hätte beinahe nicht viel gefehlt, so wäre der Sohn des reichen Bankiers von seinen Eltern zur Reise mit so viel Effecten equipirt worden, als sie ungefähr einer Tochter zur Ausstattung bei ihrer Verheirathung mitgegeben haben würden. Mit dem Geiste schon im Lande der Pharaonen und Ptolemäer und den Kopf voll Hieroglyphenschriften und ägyptischer Geographie und Geschichte wandelte Dskar ein Paar Tage vor seiner Abreise entlang einer Straße, um noch

eine Angelegenheit zu besorgen, und dachte an nichts weniger, als an ein Straßenabenteuer. Sein Weg führte ihn bei einem Hotel vorbei und eben wollte er vorübergehen, als seine Schritte durch einen Wagen gehemmt wurden, aus dem eine Dame heraus zu steigen im Begriff war. Der Kutscher und ein aus dem Hotel kommender Kellner waren noch nicht nahe genug, um der Dame beim Aussteigen behilflich zu sein; diese glitt aus und wäre unfehlbar zu Boden gefallen, wenn nicht Oskar, hinzutretend, sie beinahe unwillkürlich in seinen Armen aufzufangen hätte. Die Dame — sie war jung und schön — faßte Oskars Hand fest in die ihrige, um sich im Gleichgewicht zu erhalten und sah dem Jüngling dankbar ins Angesicht. Oskar glaubte bis diesen Augenblick noch keine weibliche Schönheit im vollen Jugendglanz erblickt zu haben; das tiefblaue, sonnige Auge, in das er hinein sah, war ein südlicher Himmel, glühend und mächtig genug, um in der Brust eines Jünglings den üppigen Liebesfrühling wach zu rufen. Binnen zwei Momenten daguerreotypirte sich das Bild der schönen Fremden in Oskars Herzen für immer, und der Druck ihrer zarten, weichen Hand durchzuckte ihn wie ein electrischer Funke. Wenn eine Dame durch den Druck ihrer schönen Hand einen jungen Millionär so bezaubert und in Liebesglut an sich fesselt, daß sie dadurch Herrin seines Wesens wird, so kann sie doch gewiß sagen, daß sie sich durch ihrer Hände Arbeit etwas verdient. Dieser seltene Fall war jetzt eingetreten. Von dem Augenblicke an, wo die reizende Fremde Oskars Hand berührte, war sie Directrice seines Herzens. Oskar begleitete die Dame in ein Zimmer des Hotels und sprach zu ihr, ohne sich selbst recht bewußt zu sein, was er zu ihr sagte. Ob der junge Mann ein gleiches Interesse bei der Fremden erregt hatte, wie sie bei ihm, blieb unentschieden, besonders für Oskar. Das mimische Talent, den Eindruck zu verbergen, welchen das erste Erscheinen eines Mannes im Herzen hervorbringt, ist dem weiblichen Geschlecht angeboren, und der unerfahrene Jüngling, der sich zum erstenmal heftig verliebt, betet in den ersten Momenten seiner Leidenschaft bloß an und fühlt sich begeistert, ohne nach etwas Andern zu fragen, und pflückt erst später die süßen oder bitteren Früchte der Erwidderung oder Zurückweisung seines Liebesgeföhls.

In einer Unterhaltung, deren Faden die fremde junge Dame eine Weile mit Geschick und Leichtigkeit fortspann, erfuhr diese bald, wer Oskar war, wie er hieß, daß er nach Aegypten zu reisen beabsichtige u. dgl. Endlich fühlte Oskar, daß es der Anstand erfordere, sich zu beurlauben, aber noch zögerte er in einiger Verlegenheit. Er stockte in seiner Rede, setzte mehrere mal an und brachte endlich die schüchterne Erklärung heraus, daß er sich nicht gern von ihnen begeben möge, ohne ein kleines Andenken an diese Stunde, die zu den angenehmsten und süßesten seines Lebens gehöre, mitzunehmen, er bitte daher das Fräulein um ein Paar Zeilen von ihrer Hand auf einem Blättchen Papier, womöglich mit der Unterschrift ihres Namens; er werde das Blatt in sein Album legen und sich gewiß nie von ihm trennen. Die schöne Fremde besann sich ein Weilchen, lächelte und sagte dann, daß sie den ausgesprochenen Wunsch erfüllen wolle. Während des Gesprächs mit Oskar war einiges Gepäck der Fremden aus dem Wagen herauf geschafft und in ein Seitenkabinet gebracht worden. In dieses Kabinet begab sich die Dame und kehrte nach einigen Minuten mit einem zusammen gefalteten Blatt weißen Papiers zurück, welches sie an Oskar mit der Bitte übergab, daß er es lesen möge, wenn er zu Hause angekommen sein würde. Der junge Mann empfing das zarte, weiße Blättchen aus der noch zarteren Hand der Fremden, dankte und empfahl sich. Er lief oder schwebte vielmehr auf Flügeln der Liebe nach Hause. Wo war nun Aegypten mit allen seinen Pyramiden und Obelisken? — Oskar dachte jetzt nicht daran, sondern nur die jungfräuliche Huldgestalt, die ihm so plötzlich wie aus einem Feenreich erschienen war, schwebte vor seinen Blicken. Zu Hause angekommen war es für den Augenblick die wichtigste Aufgabe seines Lebens, das zusammen gebrochene Blättchen auseinander zu falten, um dessen Inhalt zu lesen. Aber Welch ein Schreck! Kein Buchstabe stand auf dem Blatt geschrieben, auf der einen Seite nicht und auf der andern auch nicht. Das Papier war weiß wie ein sibirisches Schneefeld. Das war ein grausamer Scherz von der fremden Schönen! — Oskar eilte nach dem Hotel zurück; er wollte nunmehr, wenigstens um jeden Preis erfahren, wer die Fremde sei. Im Hotel berichtete man ihm aber, daß die fremde

junge Dame schon wieder abgereist sei. Sie war nie zuvor in dem Hotel gewesen, und niemand wußte, wer sie sei. Die Dame hatte eine Tasse Bouillon getrunken, dann war ein alter Herr gekommen und mit ihm zugleich war die Fremde wieder fortgefahren; kein Mensch wußte, wohin. Da stand nun der arme Dskar, der sich in diesem Augenblick wirklich unglücklich fühlte. Das Mädchen aus der Fremde, schön und wunderbar, wie Schiller dasselbe in seinem Gedicht schildert, war an den Blicken des Jünglings wie eine himmlische Erscheinung vorübergeschwebt, aber ihre Spur war schnell verloren und sie hatte ihm nichts zurückgelassen, als eine ewig liebliche Erinnerung und ein weißes Blatt Papier, gleichsam wie eine kleine weiße Federflocke aus einem ihrer leuchtenden Fittige. Das Blättchen indessen, als das einzige irdische Andenken, was er aus den Händen der holden Fremden empfangen hatte, brach Dskar dicht zusammen und barg es in einem Medaillon, welches er an einer seidenen Schnur für immer auf seinem Herzen zu tragen beschloß.

Wir finden den jungen Dskar Wolffson unter den Palmen Aegyptens wieder. Er hatte mit dem Professor der orientalischen Sprachen, als dessen Reisegefährte, schon manche heiße Sandsteppe durchzogen und die Glut der afrikanischen Sonne hatte sein jugendlich schönes Angesicht gebräunt. In den Staubwolken unabsehbarer Wüsten hatte er auch den Staub einer großartigen, verwitterten Vorwelt gefunden, und nebenbei hatte er unter vielen merkwürdigen Wahrnehmungen auch die Erfahrungen gemacht, daß das Studium der Hieroglyphen an den Wänden der Pyramiden und Obelisken, während einer beschwerlichen Reise an Ort und Stelle eine viel schwierigere Sache sei, als die Erforschung derselben zu Hause hinter dem Schreibpult. In Begleitung einer zahlreichen Carawane war er auch in die Stadt Rosette gekommen, deren berühmte Inschrift ihn zuerst auf die Idee, nach Aegypten reisen zu wollen, gebracht hatte, und einmal hatte er auch auf der obersten Spitze einer Pyramide, welche ein viereckiges Plateau bildete, mit dem Professor Champagner getrunken. Endlich nahte sich der von Dskar mit glühender Sehnsucht herbei gewünschte Tag, wo er in die berühmteste aller Ruinenstädte, in Theben einziehen konnte. Der ganze Erdball hat bekannt-

lich keine imposanteren und in so großer Anzahl auf einem Punkt zusammengehäuften Ruinen aufzuweisen, als jenes ägyptische Theben, welches schon Herodot als eine große, herrliche Stadt bezeichnet, die aber in Verfall gerathen sei, und deswegen seiner hundert Thore im Alterthum Hekatompylos genannt wurde. Theben ist eine hohe Alpenwelt für den gelehrt forschenden Reisenden. Es war eine Stadt der Priester und der altägyptischen Götter, und aus ihren vieltausendjährigen Ueberresten zu schließen, mußte sie fast nur aus Tempeln, Pallästen und kolossalen Denkmälern bestanden haben. Wie die Mythe von den Giganten erzählt, daß sie, um den Himmel zu erstürmen, Felsen aufeinander setzten und Berge wie den Pelion und Ossa übereinander thürmten, bis Jupiter mit seinen gewaltigen Blitzen die aufgethürmten Berge wieder in Trümmer warf und seine Feinde unter ihren Lasten begrub, so suchten die alten fleißigen Baukünstler Aegyptens durch ihre hohen und kühnen Bauwerke sich dem Himmel — wenn auch ihn nicht zu erstürmen — doch zu nähern, sich mit ihm zu vereinigen und die Götter in ihre grandiosen und prachtvollen Tempel herabzulocken; die Zeit aber mit ihrer langsam und sicher zerstörenden Macht vertrat die Stelle des Jupiter, indem sie die gewaltigen Bauten nach und nach wieder zertrümmerte und in eine Schädelstätte von Mauerwerken verwandelte. Dennoch bieten diese Trümmer, während viele andere, ehemals große und volkreiche Städte bis zur Spurlosigkeit von der Erdoberfläche verschwunden sind, noch jetzt Denkmäler der ältesten Geschichte, wie sie nirgends besser erhalten gefunden werden. Wie eine Geistergeschichte der grauen Vorwelt mag es den Reisenden anwehen, der die Ruinen Thebens betritt, und die ungeheuern und grotesken, zerfallenden Mauerwerke, die Tempelhallen, Säulengänge und Obelisken mögen in ihrem tiefen, ernsten Schweigen mehr Weltgeschichte erzählen, als hundert Professoren aus ebenso viel Chroniken und alten Geschichtswerken vorlesen könnten. In den elenden Dörfern in und um Theben, die aus den Brocken der zerfallenen Bauwerke entstanden, gleichsam wie Maden aus einer Riesenleiche hervorgegangen sind, halten die rohen und verwilderten Bewohner, die sich den Ursprung der wunderbaren Ruinen nicht zu erklären wissen, diese für Zauberwerke von Hexenmeistern. Wohl ist

Theben mit einem wunderbaren Zauber umgeben. Wie die kleine Insel St. Helena mit einem sterbenden Kaiser, der Europa erobert hatte, still und einsam im fernen Ocean gelegen war, so liegt die alte Ruinenstadt mit ihrer untergehenden und verrottenden Königs- und Tempelpracht trauernd und einsam in weit entfernter Wüste, nur von Wenigen besucht und bewundert. Zu denen, die sich des seltenen Hochgenusses zu erfreuen hatten, Theben zu sehen, gehörte also Oskar. Er zog mit dem Professor in die Ruinenstadt ein. Was er hier sah und mit Begeisterung anstaunte, erzählen wir so mancher interessanten Reisebeschreibung, die sich über Theben verbreitet, nicht nach, und was er erforschte, verliert sich zu tief in das Gebiet der Gelehrsamkeit, als daß es hier mitgetheilt werden könnte. Von Theben aus verschwand Oskar mit dem Professor in die unterirdischen Räume der Nekropolis, mit Recht die Stadt der Leichname genannt, denn die alten Egypter bauten nicht nur Städte für die Lebendigen, sondern auch für die Todten. Nachdem die beiden Reisenden auch aus den dumpfen und finstern Gemächern der Mumien in der Nekropolis wieder hervorgekommen waren, wurde die Rückreise angetreten. Man hatte schon eine halbe Tagereise zurückgelegt und mußte jetzt wegen der Sonnenhitze einen Ruhepunkt einnehmen. Oskar saß im Schatten eines schnell aufgeschlagenen Zeltes und genoß einige noch ziemlich frische Datteln. Dann blickte er hinweg über seine groteske Umgebung von kleinen Zelten gepackten Cameelen, deren beturbanten und bewaffneten Führern, von am Boden ausgebreiteten sonderbaren Geräthschaften, die zum Theil zur Bereitung von Speisen dienten u. s. w., an welchen Anblick er nun schon lange gewöhnt war, und schaute träumerisch hinaus in die unermessliche Sandfläche, wo sich dem besügelten Blick kein einziges Hinderniß entgegen stellte, nicht einmal ein kleines Wölkchen im Blau des ewig heißen Himmels von Afrika. Ein unüberwindliches Heimweh beschlich auf einmal das Herz des Jünglings. Er gedachte des fernen deutschen Vaterlandes, seiner heimatlichen Stadt und des älterlichen Hauses, auch schwebte vor seiner Seele das liebliche Bild jener Fremden, die ihm, bevor er die Heimat verließ, so unerwartet erschienen und eben so plötzlich wieder verschwunden war. Seit seiner Abreise

von zu Hause hatte er das zarte Blättchen aus der Hand seiner unbekanntes Geliebten nicht wieder aus dem Medaillon hervorgenommen, in welchem er es aufbewahrt. Während des losen Spiels seiner Phantasieen und heimwärts schwärmenden Gedanken zog er jetzt fast unwillkürlich das Medaillon an der seidenen Schnur, woran er es trug, aus seinem Busen hervor und öffnete es. Er wollte einen Kuß auf das Blättchen drücken, das aus den Händen der Lieblichen gekommen war. Als er aber das kleine, feine Papier entfaltete, so traute er seinen Augen nicht — es war beschrieben. Mit dem freudigsten Erstaunen las Oskar folgende Zeilen:

„Gehrter Herr!

Sie wünschten ein Paar Zeilen von mir zum Andenken. Hier sind sie. Um zu erproben, ob Sie auch ein unbeschriebenes Blatt aus meiner Hand sich aufbewahren würden, so habe ich mir den Scherz erlaubt, diese Worte mit sogenannter sympathetischer Tinte zu schreiben, in deren Besitz ich zufällig war, und welche, wie Sie wissen, erst nach einiger Zeit sichtbar wird. Sollte Ihnen daran gelegen sein, mich späterhin einmal wieder zu sehen, so suchen Sie mich auf und erkundigen Sie sich zu diesem Zweck in Berlin nach dem pensionirten Oberstlieutenant Bertram, meinem zweiten Vater, und nach dessen armer Nichte

Rosette.“

„Also wieder eine Inschrift von Rosette, die meinem Leben eine wunderbare Wendung giebt!“ flüsterte Oskar im seligen Hinträumen für sich, indem er unverwandt nach der Gegend hinschaute, wo weit hinter Wüsten, Gebirgen und Meeren seine theure Heimat gelegen war. All seine Gedanken, die sich bisher in den alten Gemäuern der Ruinenstadt Theben eingenistet hatten, zogen wie ein munterer Schwalbenflug über die Gipfel von Dattel- und Palmenwälder hinweg wieder nordwärts, um im Lande der Eichen und Linden ihre früheren, zeitweilig verlassenen Nester aufs Neue zu beziehen. Es war dem Jüngling jedoch jetzt nur eine kleine Weile vergönnt, sich im Geist wieder in die Heimat zu versetzen. Unter den Männern der Carawane die fast alle lang ausgestreckt und lechzend in dem Schatten der Zelte ausruhten, oder auch schwerathmend in der heißen Luft mehr in eine Betäubung, als

in einen Schlaf gesunken waren, entstand plötzlich eine Unruhe. Noch ehe Dskar wußte, weshalb, ergriffen die von ihren Lagern aufgesprungenen Führer der Cameele und deren Knechte ihre weggelegten Waffen und rüsteten sich wie zu einem möglichen Kampf. Da erblickte Dskar am westlichen Rande des Horizonts eine aufwirbelnde Staubwolke, aus der die Schimmerblanken Gewehre hervorblitzten wie Sterne hinter Gewölk. Die schnell sich vergrößernde und heranwühlende Staubwolke ward bald von einem Gedröhn begleitet, das den Boden zittern machte, nämlich von dem Hufschlag einer Menge galoppirender Pferde. Es war, als ob ein Gewitter im raschen Anzug sei. Jetzt raffte sich auch Dskar von seinem Sitz auf und wollte mit seinem Reisegefährten, mit dem Professor, sprechen. Aber bevor er diesen noch auffand und Worte mit ihm wechseln konnte, sah sich die ganze Carawane von einer Masse die Luft verfinsternden Staubes eingehüllt und von einer wilden Horde arabischer Räuber umgeben. Die Männer der Carawane waren in nicht geringes Schrecken versetzt und Unentschlossenheit zeigte sich auf allen ihren Gesichtern. Man wußte nicht, ob man einen Kampf beginnen sollte, denn ein thätlicher Angriff von Seiten der Räuber wurde nicht gemacht. Auf schönem arabischem Renner kam jetzt der Anführer der Raubhorde herangesprengt und erklärte mit lauter Stimme die Carawane für übermannt und gefangen. Von allen Seiten schrie man nun in der Carawane nach dem Dragoman, nach dem Professor und nach Dskar. Der Dragoman, bekanntlich ein bei in Aegypten reisenden Carawanen für hohem Lohn gedungener Wegweiser und zugleich Dolmetscher, trat in ruhiger Haltung an der Seite des Professors hervor. Dskar war nicht von besonders großem Schrecken ergriffen, denn er wußte, daß es sich im gegenwärtigen Fall weniger um eine große Gefahr, als um ein bedeutendes zu erlegendes Lösegeld handle. Es war ihm bekannt, daß die Dragomane mit den Häuptlingen der Räuberhorden gewöhnlich unter einer Decke stecken, ihnen den Weg der Carawanen verrathen und dafür einen Theil des erpreßten Lösegeldes von den Räubern erhalten. Die Unterhandlung zwischen dem Hauptmann der Räuberbande und dem Professor und Dskar um Loskaufung der Carawane begann demnach vermittelst des Dragomans. Der arabische

Häuptling, der mit dem blanken Säbel in der einen Faust und mit dem gespannten Pistol in der andern die Unterhandlung führte, verlangte eine so bedeutende Summe, daß selbst Dskar, der Sohn des reichen Bankiers, über diese enorme Forderung vor Zorn erblaßte. Der Dragoman fing jedoch an, von der Forderung herunter zu handeln. Während nun die beiden Söhne Afrikas heftige Worte mit einander wechselten, sich aber dennoch einem Abschluß des Handels zu nähern schienen, fiel auf einmal ein Schuß. Dieser Schuß kam aus der Flinte eines Mannes in der Carawane und traf einen der Räuber, so daß derselbe blutend zu Boden stürzte. Ob gleich nun der Schuß jedenfalls unabsichtlich und wahrscheinlich vermöge einer unvorsichtigen Handhabung des Gewehrs losgegangen war, so fiel er doch zu einem höchst ungelegenen Moment und führte dadurch, daß er unglücklicher Weise einen Räuber getroffen hatte, das Verderben der ganzen Carawane herbei. Die Wüstenöhne nämlich, deren heißes afrikanisches Blut keiner langen Ueberlegung Raum gab, hielten den während der Unterhandlung gethanen Schuß für eine Verrätherei und für einen heimtückischen Angriff auf sie. Fast in demselben Augenblick, wo der Räuberhäuptling einen seiner Leute verwundet niedersinken sah, drückte er sein gespanntes Pistol ab und streckte damit den Professor tod zu Boden.

Dies Ereigniß war das Signal zu einem allgemeinen Kampf. Wie reißende Thiere mit wildem Geschrei fielen die Räuber über die Carawane her und fingen an, Alles nieder zu hauen und über den Haufen zu schießen, was Waffen trug und Miene machte, sich zur Wehre zu setzen, während sie dabei mit barbarischer Schnelligkeit sich der beladenen Cameele, der Pferde und aller Gegenstände von einigem Werthe bemächtigten. Dskar verlor indessen die Geistesgegenwart nicht, und als er die Gewißheit sah, daß hier an eine Fortsetzung der Unterhandlung nicht mehr zu denken sei, feuerte auch er ein Paar Pistolen auf seine Feinde ab, riß ein Schwert, das er an der Seite trug, aus der Scheide und begann in verzweifelter Gegenwehr mit dem Hauptmann der Räuberhorde zu fechten. Es währte jedoch kaum zwei Minuten, so empfand er plötzlich einen heftigen Schmerz in seinem Haupte, der wie ein Blitz eindrang, fühlte dann etwas Warmes

über seine Wange rieseln und sank gleich darauf bewusstlos nieder. Ein gewaltiger Säbelhieb des Räubers war dem Jüngling in den Kopf gedrungen. — Als Dskar wieder zur Besinnung kam, fühlte er ein unangenehmes Jucken und Kräzen am ganzen Körper. Er schlug die Augen auf und sahe sich in einem dunkeln Raum zwischen Felsenwänden. Vor ihm stand ein Mann mit wildem, sonnenverbranntem Antlitz und zottigem Bart, der, als er bemerkte, daß der junge Mensch zu seinen Füßen wieder zum Leben erwache, das Gesicht zu einem Grinsen verzog, welches wahrscheinlich Freude andeuten sollte. Dskar fühlte sich unsäglich matt, tastete mit einer Hand an sein Haupt und fand dasselbe verbunden. Das unbehagliche Jucken und Kräzen an seinen Gliedern rührte von einem rauhen Gewand von Cameelhaaren her, in welches man seinen nackten Körper gewickelt hatte. Der unglückliche junge Mann befand sich in der Gefangenschaft der Räuber, die ihn bloß deshalb am Leben zu erhalten gesucht hatten, um ihn als Sklaven verkaufen zu können. Alles hatte man ihm geraubt, seine ganze Baarschaft, alle seine Effecten, seine Kleider, sogar sein theures Andenken, das Medaillon mit den Schriftzügen von Rosette, war fort. Der Sohn des reichen Mannes in Deutschland war jetzt in einer Wildniß Aegyptens ärmer als der ärmste Bettler in seinem Vaterlande, denn nicht einmal der Leib mehr, den sein Geist bewohnte, war noch sein eigen. Die Räuber, welche sich mit ihrer reichen Beute in ein unwirthbares Versteck von Felsenklüften zurückgezogen hatten, schleppten ihren Gefangenen ein Paar Wochen lang durch Palmenwälder und sandige Einöden umher und sorgten zwar für die Erhaltung des Lebens Dskars durch Nahrung und Verbindung seiner Wunde, aber natürlich nur mit demjenigen rohen Interesse, mit dem sie ein krankes Pferd oder Cameel abgewartet und gepflegt haben würden, um fernerhin Nutzen von ihm ziehen zu können. Die Jugendkraft Dskars trotzte indessen den furchtbaren ungewohnten Strapazen, die er auszuhalten hatte und führte seine Genesung herbei. Als diese so ziemlich erfolgt war, wurde er von den Räubern an einem reichen Muhamedaner für einen ansehnlichen Preis verhandelt. Der Muselman verwendete den jungen Christensklaven dazu, von früh bis Abends

aus einer entfernten Cisterne Wasser in seine Gärten zu schleppen und Pflanzen und Blumen zu begießen. Der verwöhnte, im weichen, üppigen Schooß der Civilisation geborene und auferzogene Jüngling, der bisher von allen Annehmlichkeiten irdischen Glückes umgeben nur in wissenschaftlichen Bestrebungen und in den subtilsten geistigen Genüssen sein Leben hingebracht hatte, mußte jetzt täglich wie ein Lastthier in der brennenden afrikanischen Sonnenhitze bei einer Arbeit sich abquälen, gegen die der gemeinste Tagelöhner in Deutschland sein Tagewerk für eine Erholung gehalten haben würde. Nicht selten, wenn der Bedauernswerthe kraftlos und erschöpft unter der Bürde des Wasserbehälters zusammen sank, wurde er von der Peitsche des Sklavenauffsehers zu erneuter, verzweifelter Anstrengung wieder angetrieben. Halbverfaulte Oliven, verdorrte Datteln und Cisternenwasser waren Dskars einzige Nahrung, und ein Lager von Stroh und Palmenblättern in einem Stall des Nachts seine Schlafstätte. „In welchem bodenlosen Elend hat mich die alte Steinschrift von Hieroglyphen, jene Inschrift von Rosette, gestürzt? welche mich zuerst auf den Gedanken brachte, nach Aegypten reisen zu wollen!“ seufzte Dskar zuweilen schwer des Abends auf seinem ärmlichen Lager, wenn ihm die tödtliche Ermattung von den Anstrengungen des Tages vor dem Einschlafen noch einige Gedanken fassen ließ. Einst nach Verlauf ungefähr eines Vierteljahres war Dskar eben wieder beschäftigt, in einem Garten seines Herrn Bouquets und Blumenbeete zu begießen, als er einen langbärtigen Juden in schwarzem Rock und mit breitkrämpigem Hut erblickte, der, wahrscheinlich in Handelsgeschäften begriffen, den zufällig abwesenden Muhamedaner hier zu erwarten schien. Der Jüngling redete den Israeliten hebräisch an und wünschte den Segen des Himmels auf ihn herab. Der gut hebräische Gruß schien dem Juden zu gefallen und er ließ sich mit den jungen Christensklaven in ein Gespräch ein, welches der Israelit mit besonderem Behagen in der Sprache seiner Väter eine Weile fortführte. Dskar erzählte dem Juden in kurzem seine Schicksale und bat und beschwor ihn endlich flehentlichst, daß ihn der Israelit aus der Sklaverei loskaufen und ihn wieder nach Europa befördern möge, indem er dabei hoch und heilig versicherte, daß sein

(Dskars) Vater die Loskaufungssumme und die Reisebestreitungskosten dem Israeliten doppelt wiederersehen werde. Der Jude war ein reicher Handelsmann aus Constantinopel und stand mit mehreren bedeutenden Häusern in Europa in Handelsverbindungen. Glücklicherweise verkehrte er auch mit einem Handelshaus in Triest, und durch dasselbe war ihm auch das Haus Wolfson wenigstens dem Namen nach bekannt. Ein guter Zufall fügte es, daß der Israelit gerade jetzt sich nach Cairo begeben, von da aus Aegypten wieder verlassen und nach Constantinopel reisen wollte.

Nach einigem Aufenthalt in letzterer Stadt gedachte der Hebräer in Handelsgeschäften eine Reise nach Neapel und von hieraus nach Triest zu machen, wo er denn längere Zeit zu verweilen beabsichtigte. Der Jude schien sich Dskars Ansuchen zu überlegen, weniger weil er Mitleiden mit dem jungen Mann fühlte, als weil er berechnete, daß hier wahrscheinlich ein gutes Geschäft zu machen sei. Von den rührenden Bitten des armen jungen Slaven gedrängt gab er dem Flehen desselben nach, indem er erwog, daß die Erzählung Dskars schwerlich erlogen sein könne, weil dieselbe zu viel Wahrscheinlichkeiten und Angaben von genauen Details enthielt, und da er vorausah, daß der Chef des Hauses Wolfson für die Befreiung seines Sohnes aus der Sklaverei gewiß gern das Doppelte der Loskaufungssumme und der Reisekosten bezahlen würde. Unter der Bedingung, daß sich Dskar durch Wort und Handschrift verbindlich machen müsse, den Israeliten auf seiner Reise nach Cairo, Constantinopel, Neapel und Triest zu begleiten, oder wenigstens nicht eher von ihm zu gehen, bis der Banquier Wolfson das Doppelte des für seinen Sohn ausgelegten Geldes bezahlt haben würde, versprach der Jude die Loskaufung Dskars zu bewerkstelligen. Der Muhamedaner ganz zufrieden, einen Christensclaven mit hohem Gewinn wieder verkaufen zu können, wurde mit dem Hebräer bald Handels einig, und zu seiner unaussprechlichen Freude wurde Dskar der Sklavenketten entledigt und trat mit dem Israeliten die Rückreise nach seinem geliebten Vaterlande an. Die Reise dauerte allerdings lange, aber Dskar war geduldig; er hatte Härteres ertragen gelernt, als eine langweilige Reise.

Von Constantinopel aus schrieb Dskar an sei-

nen Vater, erhielt aber trotz langen Harrens keine Antwort, welcher Umstand natürlich ihn und auch den Israeliten sehr beunruhigte. Endlich erklärte der Letztere, daß seine Geschäfte in Constantinopel vor der Hand beendet seien, und daß er nunmehr nicht länger warten könne, sondern seine Reise nach Italien mit Dskar antreten müsse. Mit günstigem Wind segelten die beiden Reisenden von Constantinopel ab. Hoch und freudig schlug das Herz Dskars, als er durch das Fernrohr die Küste Italiens erblickte. Mit Zuversicht hoffte er, nunmehr die widerwärtigste Periode seines Lebens bald überstanden zu haben. Aber noch sollte er nicht am Ziele der Leiden stehen, die vom Schicksal über ihn verhängt wurden. Es waren von der Schiffsmannschaft sichere Anzeigen beobachtet worden, daß ein schweres Ungewitter im Anzuge sei, und es wurden deshalb auf dem Schiff alle mögliche Vorkehrungen getroffen. Kaum waren diese Vorkehrungen am Abend eines heißen, schwülen Tages beendet, so brach in der darauf folgenden Nacht unter Blitzen und Donnern einer jener furchtbaren Orkane aus, welche schon vielen unglücklichen Reisenden auf offener See Vernichtung und Tod gebracht haben. Das Kauffarthenschiff war ein Spiel der rasenden Elemente und Entsetzen und Todesangst bemächtigte sich aller auf dem Schiff befindlichen Personen in solchem Grade, daß selbst die ausgewettertesten Matrosen die Besinnung verloren. Dskar war ohnmächtig geworden; seine Nerven waren nicht stark genug, den unerhörten Schrecknissen der furchtbaren Sturmnacht zu trotzen. Einmal nur war es ihm, als wenn ein donnerähnliches Krachen dumpf in seine Ohren brauste. Es war der Moment, wo das Schiff an der Küste Calabriens gegen eine Felsenklippe geschleudert scheiterte und unterging. Zu den Wenigen, die von den empörten Wellen noch lebendig an das nahe Ufer gespült wurden, gehörte auch Dskar. Als der Jüngling wieder zu sich kam, fühlte er sich im Gegensatz zu der kurz vorher erlittenen Qual und Todesangst unglaublich wohl. Er lag auf einer weichen Binsenmatte und seine nassen Kleider waren angenehm erwärmt von den Strahlen der lächelnden Sonne Italiens, die ihm aus einem klaren blauen Morgenhimmel entgegen blitzte und ringsumher ein im üppigen Reiz südlicher Vegetation prangendes Ufer-

gefilde beleuchtete. Unfern dehnte sich vor den Blicken des Erwachenden das Meer aus, das nicht mehr wild und wüthend, sondern sanft kräuselnd die Wellen zum Ufer schickte und nur noch leise rauschte, wie von den Ereignissen der vergangenen Nacht erzählend. Oscars Empfindungen, als er sich des süßen Lebens wieder erfreute, waren so behaglich, daß sogar der erste sichere Gedanke, den er bei seinem Erwachen faßte, der poetische war: „gleich nicht dieser Ocean, der so toll und fürchterlich in der verwichenen Nacht wüthete, jetzt aber, von der Sonne angestrahlt, sich ruhig und mild gebehrdet, einem wilden Ungeheuer, das von der magischen Gewalt eines fest auf ihn gerichteten Auges beherrscht und gezähmt wird?“ —

Calabresische Landleute waren herbeigekommen, um aus dem Schiffbruch zu retten, was gerettet werden konnte. Trotz ihres rauhen, trogigen und rohen Wesens, und trotzdem, daß sie sich raubsüchtig des ans Land geschwemmten Schiffsgutes bemächtigten, hatten diese Bauern doch Erbarmen mit den armen Schiffbrüchigen und nahmen sich ihrer mit einer gewissen trockenen und barschen Gastfreiheit an. Oskar wurde in eine Hütte gebracht, erhielt trockene, wenn auch sehr ärmliche Kleider und wurde mit gebacknem Fisch, Ziegenmilch und frischen Feigen bewirtheet. Da es unter den Sprachen der civilisirten Völker nur wenige oder gar keine gab, in der Oskar sich nicht hätte verständlich machen können, so gelang es ihm bald, sich mit den calabresischen Bauern trotz ihres entsehlchen italienischen Jorgons in gutes Vernehmen zu setzen. Es wurden ihm sogar einige nothdürftige Mittel zur Fortsetzung seiner Reise gewährt. Zu den Personen, die im Meer ertrunken waren, mußte auch Oscars Reisegefährte, der Israelit, gehören, denn nur etliche Matrosen und einige Passagiere waren aus den Fluthen gerettet worden. Oskar mußte nun, so gut es ihm möglich war, eine Reise zu Fuß nach Neapel antreten, welche Reise freilich von der eines Bettlers nur wenig unterschieden war. Der Jüngling aber in Hoffnung auf eine rosige Zukunft und selbst den härtesten Entbehrungen nicht mehr entfremdet, unterzog sich getrost allen Mühseligkeiten und Strapazen. War er nur einmal in Neapel angelangt, so war er gewiß, hier Hülfe zu finden, denn hier lebte

ein reicher Kaufmann, Signor Tiburtio, der ein Geschäftsfreund von Oscars Vater und mit diesem sogar weilläufig verwandt war. In Neapel nach Ueberwindung unsäglicher Widerwärtigkeiten und Drangsale endlich angekommen, begab sich Oskar sogleich zu Signor Tiburtio und wurde von diesem mit viel Güte und Gastfreiheit aufgenommen und seines bedauernswürdigen Zustandes sogleich enthoben. Nachdem Oskar alle seine wunderbaren Schicksale erzählt und sich einigermaßen von seinen ausgestandenen Leiden wieder erholt hatte, konnte endlich Signor Tiburtio nicht umhin, dem jungen Mann auf schonende Weise die betrübenden Nachrichten mitzutheilen, die er über dessen Familienverhältnisse aus Deutschland empfangen hatte. Der Vater Oscars war nämlich während der langen Abwesenheit des Letzteren gestorben, nach der er zuvor ganz unerwarteterweise banquerott gemacht hatte. Nur das geringe Vermögen von Oscars Mutter war bei dem Banquerott gerettet worden. Aber auch die Wittwe des Bankier Wolffson war aus Gram über den Fall ihres Hauses ihrem Gatten bald ins Grab nachgefolgt. Tief erschüttert von so schweren Unglücksfällen hat Oskar den Signor Tiburtio ihm wenigstens die Mittel zu einer Rückreise nach Deutschland vorzuschicken. Dieß Besuch wurde dem vielgeprüften Jüngling auf das bereitwilligste gewährt.

Unter den traurigsten Empfindungen erblickte einige Zeit darauf Oskar, der junge, moderne Odysseus, nach einer langen Irrfahrt seine Vaterstadt wieder. Als ein hoffnungsvoller, junger Günstling des Glücks war er von hier abgereist, als ein verwaister, vom Unglück tief gebeugter Jüngling, beinahe als Bettler, kam er wieder. Nachdem Oskar an dem Grabe seiner Eltern geweint und sein unbedeutendes mütterliches Vermögen in Besitz genommen hatte, gab es nur noch ein Ziel und nur noch einen Gedanken für ihn, nämlich den, seine geliebte Unbekannte aufzusuchen, deren holdes Bild unter den Namen „Rosette“ fortwährend in seiner Erinnerung gelebt und wie ein freundlicher Genius gelächelt hatte. Nur einmal hatte er die Schrift, die er auf so seltsame Weise von Rosetten erhalten hatte, gelesen, aber jeder Buchstabe davon war ihm im Gedächtniß geblieben. Oskar reiste nach Berlin und suchte den pensionirten Oberstlieutenant Bertram

auf. Nach vielen vergeblichen Erkundigungen erfuhr er endlich, daß der Oberstlieutenant Bertram gestorben sei, und daß dessen Nichte, Fräulein Rosette, auf einem mehrere Stunden von der Stadt entfernten Landgute lebe, welches dem Oberstlieutenant zugehört habe. Oskar hätte den Extrapostpferden Flügel gewünscht, die ihn nach jenem Landgute brachten. Eine junge, wunderschöne Dame in Trauer trat ihm hier entgegen. Es war Rosette. Die arme Nichte des sehr reichen, kürzlich verstorbenen Oberstlieutenant Bertram, war von diesem ihrem Oheim, der sie zärtlich und väterlich geliebt hatte, zur Universalerbin eingesetzt worden. Es war unverkennbar, daß Rosette sich von dem Besuch Oskars äußerst angenehm überrascht fühlte. Aus Oskar, dem zarten, reizenden Jüngling, war in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein kräftiger, junger Mann geworden, dessen blühende Schönheit durch den hochgebildeten Geist, der aus seinen hellen Augen strahlte, und durch einige Züge von Gram, welche die schweren überstandenen Leiden auf seinem Antlitz zurück gelassen hatten, ja selbst durch die gebräunte Gesichtsfarbe ein unwiderstehliches Interesse erhielt. Es bedurfte kaum der wörtlichen Erklärungen. Schon nach einigen Tagen gestanden sich Oskar und Rosette ihre gegenseitige Liebe. Die beiden jungen Leute schienen von Natur und durch wunderbares Geschick für einander geschaffen. Rosettens Hand war noch frei und sie schenkte dieselbe sammt ihrem sehr beträchtlichen Vermögen dem nun mehr wieder hochbeglückten Oskar.

„D!“ sagte dieser, als er wonneberauscht die Geliebte als Braut in seine Arme schloß, „die eine Inschrift von Rosette, die alte Hieroglyphenschrift auf Stein nämlich, hat mich in den tiefsten Abgrund des Elends gestürzt, die andre Inschrift von Rosette aber, die auf dem zarten, weißen Blättchen, hat mich wieder auf den Gipfel des Glückes erhoben.“

Ob, wann und wie ein Fuß gegeben werden muß.



In dem im nördlichen Deutschland gelegenen Städtchen M. lebten vor längerer Zeit zwei ange-

sehene Familien in den freundschaftlichsten Verhältnissen, der pensionirte Hauptmann Meerthal mit einer liebenswürdigen Tochter, und der Oberförster Walter mit einem Sohne. Beide Väter nährten den Wunsch, die zwischen ihnen bestehende Freundschaft dereinst durch Vermählung ihrer beiden Kinder noch fester begründet zu sehen, und es ließ die Zuneigung, welche zwischen den jungen Leuten stattfand, die Eltern mit Sicherheit erwarten, daß ihr Wunsch ohne weitere Anmahnung in Erfüllung gehen werde.

Der Krieg hatte den jungen Walter aus seinem Vaterlande gefordert. Mit Ruhm war er drei Jahre den vaterländischen Fahnen gefolgt. Nach hergestelltem Frieden kehrte er als Major wieder in seine Vaterstadt zurück. Die kurze Zeit, die ihm verstattet war, hier zu bleiben, benutzte er, um die Hand seiner Jugendfreundin zu werben.

Diese, seine Jugendfreundin hatte ihm aber nicht mehr die frühere Freundschaft bewahrt. Während seiner Abwesenheit von seiner Heimat hatte ein in M. lebender, hier als talentvoll geltender Dichter und Schriftsteller, Winterfeld, das ganze Herz der zur Jungfrau erblühten Tochter des Hauptmanns Meerthal gewonnen; und sie schien nicht mehr geneigt, den Wünschen ihres Vaters entgegenzukommen.

Sedoch als der Major Walter ernstlich um ihre Hand warb, vermochten endlich die Vorstellungen ihres Vaters, welcher eine Verbindung seiner Tochter mit einem gänzlich vermögenslosen Schriftsteller niemals gestatten zu wollen erklärte, die Widerstrebende seinen langgenährten Wünschen geneigt zu machen, und der Major Walter verlobte sich mit Fräulein Meerthal.

Bei der feierlichen Verlobung schenkte der Bräutigam seiner Braut u. m. a. auch ein kunstvoll gearbeitetes Nähkästchen, in welches er ein Loos aus der, das in Süddeutschland so reizend gelegene, werthvolle Gut Schloß Steinhain ausspielenden Lotterie gelegt hatte.

Ueber Nacht kam Befehl an Major Walter, sofort in seine Garnison zurückzukehren, und ohne seine Braut wieder gesehen zu haben, eilte der Major nach seiner Garnison zurück, und der neu ausbrechende Krieg entfernte ihn aus seinem Vaterlande. Nach Jahresfrist kam die Kunde vom Kriegsschau-

plage, daß der Major Walter eines der vielen Opfer geworden sei, welche die Schlacht bei * * * gefordert hatte.

Mittlerweile hatte die Ziehung der, das Gut Schloß Steinhain auspielenden Lotterie Statt gefunden, und das der Braut des Majors Walter geschenkte Loos gewann. Der Hauptmann Meerthal hatte sich dahin begeben um für seine Tochter das Gut in Besitz zu nehmen und einstweilen bis zur Rückkehr des Majors Walter und dessen Verheirathung zu verwalten.

Nach dem Tode des Majors Walter sah nun die Tochter des Hauptmanns Meerthal, welche plötzlich reich, begütert war, kein Hinderniß mehr, eine ihren Wünschen mehr zusagende Verbindung einzugehen, ihr Vater wagte es nicht, seiner Tochter, einer Gutsbesitzerin, zu widersprechen, und im Anfange des Jahres 1816 zog der Dichter Winterfels mit seiner jungen Gattin im Schloß Steinhain ein.

Kaum war der Frühling erwacht, kaum hatte der junge Dichter die nie geahnte Wonne empfunden, dem in seinen Fluren wandelnden Frühlinge ein Willkommen entgegenzurufen, seine Bäume, seine Blumen zu besingen, und dem Monde, welcher jetzt so freundlich die auf seinen Ländereien lagernde Nacht erhellte, ein Compliment zu machen, — ach! er rezitierte jetzt aus Grund seiner Seele jenes *Beatus ille*, — als plötzlich ein Unwetter über Schloß Steinhain sich zusammenzog. —

Bald nach dem Tode des Majors Walter war auch dessen Vater verstorben, und hatte seinen Bruder, den reichen Rentier Ferdinand Walter zu M. als einzigen Intestaterben nachgelassen.

Dieser hatte behufs der Regulirung des brüderlichen Nachlasses sich an einen geschickten Advokaten in M. gewandt, und es hatte dieser alsbald seinem Mandanten die Versicherung gegeben, daß zu dem, scheinbar nicht sehr beträchtlichen Nachlasse auch das Gut Schloß Steinhain gehöre, und daher von der jetzigen anmaßlichen Eigenthümerin, der Winterfelsischen Ehefrau, herausgefordert werden müsse. Und dies geschah sofort gerichtlich.

An einem schönen Frühlingmorgen, an welchem die Winterfelsischen Eheleute wähten, daß sie ganz besonders unter dem Schutze einer gütigen Gottheit ständen, kam die inhaltschwere Klage des Herrn Rentiers Ferdinand Walter zu M., Klägers,

wider die Ehefrau des Herrn Heinrich Winterfels, Sophie Marie, geb. Meerthal, zu Schloß Steinhain, Beklagte, wegen Herausgabe eines Nähkästchens und des Gutes Schloß Steinhain, in Steinhain an. Die Klage lautete in kurzem so:

„Der Major Walter habe bei seiner Verlobung mit der Beklagten diesel u. a. m. auch ein Nähkästchen und ein, in diesem enthaltenes Loos der, das Schloß Steinhain auspielenden Lotterie, Nr. 3201, geschenkt. Auf dieses Loos sei in der Ziehung das Schloß Steinhain gewonnen, und es habe darauf die Beklagte dasselbe in Besitz genommen und besitze dasselbe noch gegenwärtig. Einige Zeit vor Ziehung der Lotterie sei der Major Walter gestorben, und wäre daher die Beklagte verpflichtet gewesen, (da nach gesetzlicher Vorschrift Alles, was Brautleute sich geschenkt hätten, alsdann wieder von jedem Theile zurückgefordert werden könne, wenn durch den Tod des Einen die Ehe nicht habe zu Stande kommen können), die ihr von dem Major Walter geschenkten Effekten, und somit auch das Nähkästchen und das Loos Nr. 3201. an den Erben des Majors Walter herauszugeben. Es sei aber der Oberförster Walter zu M. einziger Intestaterbe seines Sohnes, des Majors Walter, geworden, und sei dieser daher rechtlich befugt gewesen, sämtliche Brautgeschenke, und damit auch das auf das Loos Nr. 3201 gefallene Gut Schloß Steinhain zurückzufordern. Er, der Kläger, sei jetzt dem verstorbenen Oberförster Walter, seinem Bruder, als einziger Intestat-Erbe succedirt, und wie er dessen sämtliche nachgelassene Sachen in Anspruch nehmen könne, so auch dessen Rechte, und damit auch das Recht, von der Beklagten das Nähkästchen und das Gut Schloß Steinhain herauszufordern, und bitte er, die Beklagte zu verurtheilen, ihm das Nähkästchen und das Gut Schloß Steinhain sammt allen, seit dem Tode des Majors Walter gezogenen Früchten binnen 4 Wochen herauszugeben, und ihm die Prozeßkosten zu erstatten.“

Die Geschichte erzählt, daß Sophokles durch Vortlesung einer Tragödie einen gegen ihn gerichteten Angriff siegreich abgewandt habe. Dazu fühlte sich aber der Dichter Winterfels nicht im Stande, und er fragte einen Advocaten um Rath. War der Schrecken groß gewesen, in welchen das Winterfelsische Ehepaar bei Insinuation der Klage gerathen

war, so wurde derselbe nur noch größer, als der Advocat nach reiflicher Erwägung der Sache eine bedenkliche Miene machte, bei der sehr schwierigen Lage der Sache sein Möglichstes zu thun versprach und nur die feste Versicherung gab, daß er unter allen Umständen die Hälfte des Gutes retten werde.

Es schien nach Ansicht der Akten, daß der Wintefelsische Advocat sein Möglichstes that; denn die Vernehmlassung, welche von ihm eingegeben war, füllte viele hundert Blätter und alle Einreden, welche im Reiche des Rechts aufzufinden sind, und nur im Entferntesten auf den vorliegenden Prozeß Bezug haben konnten, wurden auf eine geschickte Weise benutzt, um den klägerischen Angriff abzuweisen. Für den allerschlimmsten Fall, wenn die opponirten Einreden abgewiesen werden sollten, schützte der Anwalt der Beklagten unter Einräumung der thatsächlichen Verhältnisse der Klage noch die Einrede der Zuvielforderung vor, welche er durch Folgendes begründete: es sei Rechtens, daß, wenn die Ehe unter Brautleuten durch den Tod eines Theils verhindert werde, allerdings sämtliche Brautgeschenke gegenseitig wieder zurückgefordert werden könnten; diese Regel werde aber beschränkt, wenn der Bräutigam seine Braut geküßt habe; in diesem Falle brauche die Braut nur die Hälfte der Geschenke herauszugeben; und da begreiflicherweise der verstorbene Bräutigam der Beklagten diese geküßt habe, so könne schlimmsten Falls von dieser nur die Hälfte des Gesenks, folglich nur die Hälfte des Werthes des Nähkästchens und des Gutes Steinhain gefordert werden.

Der Kläger erklärte darauf im Fortgange der Sache, daß alle Einreden, welche mit großer Umsicht hervorgesucht, dennoch nicht geeignet wären, seine Ansprüche zu erschüttern; was übrigens die Behauptung betreffe, daß in dem angeführten Falle nach gesetzlicher Vorschrift die Braut nur die Hälfte herauszugeben brauche, so sei diese Behauptung

wenigstens in ihrer Allgemeinheit unrichtig, indem, wenn das fragliche Gesetz wirklich existire, solches so zu verstehen sei, daß, wenn der Bräutigam seiner Braut bei Uebergabe eines Gesenks einen Kuß gegeben habe, die Braut die Hälfte dieses Gesenks innebehalten könne. Uebrigens stellte der Kläger — unmenschlich genug! — in Abrede, daß der verstorbene Major Walter jemals, namentlich bei Uebergabe des Nähkästchens und Looses die Beklagte geküßt habe.

Nachdem die Sache gehörig erwogen war, erschien das erste Erkenntniß, durch welches sämtliche Einreden der Beklagten, mit Ausnahme der Zuvielforderung, gänzlich zurückgewiesen wurden und dem Kläger der Beweis auferlegt wurde: „daß der verstorbene Major Walter die Beklagte niemals geküßt habe.“

Dieses Erkenntniß setzte somit die von der Beklagten behauptete gesetzliche Vorschrift als wirklich vorhanden voraus.

Dieses Erkenntniß war jedoch jedem Theile unangenehm; der Beklagten, weil ihre übrigen Einreden sämtlich abgewiesen; dem Kläger, weil 1., überhaupt noch ein Beweis auferlegt, und nicht vielmehr die Beklagte sofort der Bitte seiner Klage gemäß verurtheilt worden, und 2., eventuell, weil ihm der Beweis auferlegt war.

Auf Antrag der Parteien wurden die Akten an eine Juristenfakultät zur Einholung eines anderweiten Erkenntnisses eingesandt. Dieses erfolgte nach Jahresfrist, und es wurde durch dasselbe das erste Erkenntniß bestätigt, nur mit der Abänderung, daß, da es keineswegs zu vermuthen wäre, daß der Bräutigam seine Braut geküßt habe, und daher die Beklagte ihre Behauptung, daß sie vom Major Walter geküßt sei, auch beweisen müsse, die Beklagte beweisen solle, „daß sie vom Major Walter geküßt sei.“

(Schluß folgt.)

Der Spielmann.

I.

Die Straßen auf und nieder
Im hellen Mondenschein

Sing ich die alten Lieder
In stummer Herzenspein.
Man giebt mir einen Dreier,
Und heißt mich weiter gehn,
Die Lieder meiner Leyer
Will man nicht mehr verstehn.

Die Leute ahnen nimmer
In meiner Bettlertracht,
Daß eine Welt voll Schimmer
In meiner Brust gelacht,
Daß mir im eignen Herzen
So manches Lied entstand
Von Liebe, Lust und Schmerzen,
Vom schönen Vaterland.

Des Ruhmes Ehrenkrone
Hat nie für mich geblüht,
Für mich zu süßem Lohne
War nie ein Herz erglüht.
Es will kein Mensch erwärmen
An meinen Liedern still,
Man spottet nur des Armen,
Der hungernd dichten will.

Nun sing ich meine Lieder
In stummer Herzenspein
Die Straßen auf und nieder
Im hellen Mondenschein.
Dann bleib' ich träumend stehen
Vor einem schönen Haus,
Doch sie hat nie gesehen
Zum armen Mann heraus.

II.

Da draußen in der Ferne
Auf meiner stillen Wacht,
Bei Niedergang der Sterne,
In dumpfiger Kaserne

So manche lange Nacht
Hab' ich an Dich gedacht.

Wie durch der Gärten Planke
Wie Kinder, hochbeglückt, —
Ein Herz und ein Gedanke,
Wir sahen keine Schranke, —
Uns oft die Hand gedrückt,
Und waren still entzückt.

Du fühltest keine Leiden,
Ich war ein armes Kind,
Der Jugend Herrlichkeiten,
Die sel'gen Kinderzeiten
Entfliehen zu geschwind;
Ich war ein armes Kind.

Nun liegen Berg und Seen
Wohl zwischen Dir und mir,
Ich möchte zu Dir gehen,
Doch Sturm und Schnee verwehen
Mir jeden Weg zu Dir. —
Wie glücklich waren wir!

Die Seen, — des Standes Ehre,
Der mit den Niedern grollt,
Der Berge starke Wehre, —
O bittere Menschenlehre!
Die Berge sind Dein Gold;
Drum hab ich ihm gegrollt.

Da draußen in der Ferne
Auf mancher stillen Wacht,
Da dacht' ich Dein so gerne,
Da haben oft die Sterne
Zu meinem Gram gelacht. —
Ob Du an mich gedacht?

Adalbert Mittau.

Feuilletton.

Der bescheidene Dieb. Ein Sonderling von Paris, Hr. B. . . , der ein großes Vermögen besaß, wollte durchaus nicht luxuriös leben, sondern bewohnte ein ganz kleines Haus, weit in der Vorstadt hinaus, wo er den Garten dahinter selbst bebaute. Als Gartenbau-Dilettant stand Hr. B. . . früh auf. Einst trat er um fünf Uhr Morgens in den Garten, als er zu seinem Erstaunen drei junge Leute auf dem Rasen, den er sorgfältig begoß, gelagert findet. Der eine derselben springt auf, grüßt ihn

höflichst, und sagt: „wir haben Sie um eine Kleinigkeit zu bitten, Hr. B. . . , Sie sind reich, Sie müssen hier Geld haben! dieß erbitten wir uns, Sie werden uns wohl gutwillig geben, was wir brauchen, denn Sie sehen, wir sind bewaffnet.“ Hr. B. . . ganz erstaunt über den höflichen Dieb, versichert, er habe nur eine Kleinigkeit, sein Geschäftsführer in Paris nehme sein Geld ein. „Eine Kleinigkeit ist auch nicht zu verachten,“ sagte der Dieb, und folgte nebst seinen Kameraden Hrn. B. . . in sein Haus.

Hier nehmen sie etwa 200 Frks. in Empfang. „Sie müssen aber doch auch etwas Silberzeug haben,“ meinte der junge Dieb, „unmöglich speist ein Mann, wie Sie, mit zinnernen Löffeln.“ Hr. B. schwört, er habe nur zwei Couverts, er werde den Teufel sein Silberzeug hier in das einsame Haus schaffen, um es stehlen zu lassen. Die zwei Couverts finden aber eben so viel Beifall, wie die 200 Frks. und werden dankbar angenommen. Zuletzt sagt der Dieb: „noch eine Bagatelle; als wir kamen, war es finstern, wir stiegen über die Mauer; jetzt können wir diesen Weg nicht zurücknehmen. Sie haben wohl die Güte uns Ihren Gartenschlüssel zu leihen, Sie sollen ihn auf Ehre sogleich wieder haben. Hr. B. zieht den Gartenschlüssel aus der Tasche, die Diebe öffnen die Thür, schließen hinter sich, und der Redner ruft von draußen: „Herr B. sind Sie da?“ „ja,“ „so passen Sie auf!“ — Hier fliegt der Gartenschlüssel über die Mauer, und liegt zu Hrn. B's. Füßen. „Leben Sie wohl, Herr B.“ ist das letzte Wort, das er hört. — Herr B. versicherte, nie einen höflicheren Besuch gehabt zu haben, der so prompt im Worthalten gewesen wäre; da er so angenehme Bekanntschaften gern fortsetzte, hatte er sich auch sogleich zum Polizei-Commissair seines Viertels begeben, um diesen zu bitten, ihm dazu behülflich zu sein.

Eine respectable Garderobe. Am 1. Jan. 1776 starb der Pfarrer von Castehoge, Hagemore, der das Nachstehende besaß: Eine jährliche Einnahme von 4500 Thln., und 7000 Thlr. baar. Er hatte einen Bedienten und eine Magd, die er selbst jeden Abend einzeln einschloß. Sein letztes Geschäft jeden Abend war, rund um das Haus herumzugehen, seine Hunde loszulassen, und seine Flinte abzuschließen. Sein Leben verlor er auf folgende seltsame Weise. Eines Morgens war er aufgestanden, um seinen Bedienten und seine Magd herauszulassen, und die Hunde führen, ihn bewillkommend, so ungestüm über ihn her, daß er in einen Teich fiel, aus welchem er sich nicht wieder herausarbeiten konnte. Seine beiden Dienstleute hörten ihn um Hülfe rufen, konnten ihm aber nicht beistehen, da sie noch eingeschlossen waren. Er hatte 30 Priesterröcke, 100 Paar Beinkleider, 100 Paar Stiefeln, 400 Paar Schuhe, 80 Perrücken, ob er gleich immer eigenes Haar trug, 58 Hunde, 80 Karren und Wagen, 83 Pflüge, ob er gleich nicht einen brauchte, 50 Sättel, ohne ein Mal geritten zu sein, und so viele Stöcke, daß ein Kaufmann 50 Thlr. dafür bot; 60 Pferde, 200 Radehacken, 210 Spaten und Schaufeln, 74 Leitern, und 249 Rasirmesser.

Seltenes Fest. Im württembergischen Neckarkreise wurde ein Fest gefeiert, wie es wohl noch nie erlebt sein dürfte. Der dortige zwar emeritirte, doch noch sehr rüstige Schullehrer Müller feierte nämlich seine goldene Hochzeit, sein Sohn, ein dortiger Pfarrer, seine silberne, sein Enkel, ein Arzt, aber seine beste d. h. seine erste, und zugleich wurde in der nämlichen Kirche, in welcher die Brautpaare eingegnet wurden, auch ein Urenkel des goldenen Jubelbrautpaares getauft, welcher von einer Enkelin desselben zwei Tage vorher geboren war. Aus der Nähe und Ferne waren Verwandte und Freunde herbeigeeilt, um an diesem Feste Theil zu nehmen.

Glücklicher Einfall. Die Familien Scott und Murray in Großbritannien lebten bis zum siebzehnten Jahrhundert in offener Fehde. Ein sonderbarer Umstand veranlaßte eine Verbindung beider Familien. William Scott wurde von Gideon Murray gefangen, auf sein Schloß gebracht, und sollte hängen. Murrays Gattin machte ihrem Manne den Vorschlag: „der Gefangene ist hübsch, und Du hast drei häßliche Töchter; biete ihm eine zur Frau an.“ „Das läßt sich hören,“ erwiederte Murray, „er soll Agnes mit dem Wurstmaul zur Frau nehmen.“ Als dem Gefangenen der Antrag gemacht wurde, zog er den Galgen vor; als er aber schon mit dem Stricke um den Hals unter demselben stand, um aufgeküpft zu werden, entschloß er sich, die wurstmäulige Dirne zu ehelichen. Die Geschichte meldet, daß beide sehr glücklich mit einander gelebt haben.

Beachtungswerthes für Reisende nach London. Ein von der Londoner Industrieausstellung zurückgekehrter Reisender bemerkte einem seiner Freunde, daß in den vielfältig angepriesenen Wegweisern dennoch eine nöthige Notiz darin vermißt werde, nämlich die des Barbirens; er habe darin einen nicht geringen Unterschied kennen lernen. In dem Hotel, wo er logirte, habe er für jedesmaliges Rassiren 1 Schilling erlegen müssen, was ihm, da er sich täglich rassiren lasse, bei längerem Aufenthalte doch der Mühe werth geschienen, sich nach einer wohlfeileren Bedienung umzuschauen, die er auch zufällig bei einem dortigen Deutschen, Namens W. Spork, Bear Street 13, Leicester Square, Westend London, bald gefunden habe. Hier sei ihm nach dem Rassiren zum Abwaschen Wasser und Seife, mit Eau de Cologne oder Vinaigre aromatique parfümirt, jedesmal gereicht worden und für Alles habe man ihm nur 6 Pence abverlangt. Es ist daher der Mühe werth, auf diesen Gegenstand diejenigen hinzuleiten, welche dahin zu reisen gedenken.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.